Nr 51. 1901

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Bromberg, Sonntag, den 22. Dezember.



Weihnachten in der Kaserne.
Nach einer Zeichnung von R. Knötel.

Heilige Nacht.

Heil'ge Nacht! Auf Engelsschwingen
Nah'st du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höh'n,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst geseh'n.
Da die Palmen lauter rauschten,
Und versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung.

Da mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen
Glänzend über Meer und Land.
Da den Frieden zu verkünden
Sich der Engel niederschwang,
Und auf Höhen und in Gründen
Die Verheißung wiederklang.

Heil'ge Nacht! Mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf. —
O, so geh' in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Sieh', im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein.
Friede soll's noch einmal werden,
Und die Liebe König sein!

Notwehr.

(Fortsetzung.) Roman von Reinhold Ortmann. [Nachdruck verboten.]

Eberhard fand nicht sogleich eine Erwiderung. Furchtbare Zweifel zerrissen wie mit Messerstichen seine Seele. In seinem Kopf hämmerte es und kein beglückender Lichtstrahl erhellte das Dunkel des furchtbaren Labyrints, in dem er sich plötzlich verirrt sah. — „Wohl!“ sagte er mit vergeblichem Bemühen, seiner Stimme die alte Festigkeit zu geben. „Welches auch immer die Beweggründe für Ihre Handlungsweise sein mögen, ich will darauf verzichten, sie zu erörtern. Eine andere Auskunft aber wünsche ich von Ihnen zu erhalten. Was folgern Sie denn nun eigentlich aus alledem? Was für ein Verbrechen ist es, dessen Sie Hilde beschuldigen?“

„Ich sprach nicht von einem Verbrechen, soweit ich mich zu erinnern vermag. Und ich habe niemand beschuldigt.“

„Das ist ein Streit um Worte,“ unterbrach er sie heftig. „Sie würden mir diesen Brief so wenig gegeben haben, wie einst den Armreif, wenn damit nicht eine ganz bestimmte Vorstellung in mir hätte geweckt werden sollen. Und es setzt mich in Erstaunen, daß Sie nicht einmal den Mut haben, Ihren Verdacht offen auszusprechen.“

„Meinen Verdacht? — Ah, das ist freilich etwas Anderes. Sie sprachen eben von einer Beschuldigung — und eine Beschuldigung pflegt man nur davon zu erheben, wenn man sie klipp und klar beweisen kann. Ueber einen bloßen Verdacht aber ist man niemandem Rechenschaft schuldig, und es fehlt mir durchaus nicht an Mut, Ihnen zu sagen, daß ich Fräulein Hilde von Rochlitz im Verdacht habe, die Mörderin meiner Schwester zu sein.“

„Ilona!“

Wie der heisere Aufschrei eines zum Tode Getroffenen war das Wort von seinen Lippen gekommen. Das Fräulein von Totfalusy aber blieb kalt und unbewegt.

„Sie verlangten ja, es von mir zu hören, Eberhard — und nach allem Vorausgegangenen konnten Sie doch wohl kaum erwarten, etwas Anderes zu vernehmen. Was Fräulein von Rochlitz in der Maskerade eines Geistes in Ihrem Arbeitszimmer gesucht hat, und mit wem Sie dort heimlich zusammengetroffen ist, weiß ich allerdings nicht. Aber ich weiß, daß sie meine Schwester haßte und daß ihr Gabriele im Wege war. Ich weiß auch, daß sie die abergläubische Schwäche ihrer Nebenbuhlerin kannte, und daß sie die verderbliche Wirkung eines heftigen Schreckens bei Gabrielens damaligem Zustande voraussehen mußte.“

Wäre es ein Mann gewesen, der solche Worte gesprochen, Eberhard hätte ihn ohne Zweifel zu Boden geschlagen; einem schwachen Weibe gegenüber mußte er seinen Zorn bemeistern.

„Gut!“ sagte er nach einem tiefen Atemzuge. „So wird sie Auskunft darüber geben. Und Sie mögen bei Zeiten darauf bedacht sein, Ilona, wie Sie Auge in Auge mit ihr das Fürchterliche vertreten wollen, das Sie soeben hinter ihrem Rücken ausgesprochen. Ich nehme den Brief mit mir. — Bald — das verspreche ich Ihnen — bald sollen Sie weiter von mir hören.“

Er wartete keine Entgegnung mehr ab, sondern stürmte schon mit den letzten Worten hinaus.

13.

In der Gemütsstimmung eines Verzweifelnden, nach dem schon der Wahnsinn seine Krallen ausstreckt, war Eberhard desselben Weges zurückgefahren, den er gestern gekommen. Nach den Verabredungen, die zwischen ihnen getroffen worden waren, sollten die Damen noch so lange an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte bleiben, bis er ihnen von Rudow aus eine bestimmtere Mitteilung über die mutmaßliche Dauer seines Fernseins machen und sie über seine nächsten Zukunftspläne unterrichten könnte.

So durfte er denn ganz sicher sein, Hilde noch im Hotel anzutreffen und da ihm natürlich daran liegen mußte, sie zunächst unter vier Augen zu sprechen, so erschien es ihm als ein günstiger Zufall, daß er gerade um die Dinerstunde wieder an dem Orte eintraf, den er vor zwei Tagen als der glücklichste aller Menschen verlassen.

Er wußte, daß die Generalin nach aufgehobener Tafel im Konversationszimmer verweilen würde, um dort den Kaffee zu nehmen und daß Hilde sich gerade während dieser Stunde am Ehesten unauffällig aus ihrer Gesellschaft entfernen könnte. So schickte er, als die Hotelgäste sich eben anschickten, den Speisesaal zu verlassen, einen verschlossenen Zettel zu ihr hinein, auf dem er sie mit wenigen dringenden Worten ersuchte, zur Empfangnahme einer wichtigen Mitteilung auf ihr Zimmer zu kommen, ohne der Generalin zunächst etwas von seiner unverhofft frühen Rückkehr zu verraten.

Daß Hilde diesem Rufe sogleich Folge leisten würde, hatte er nicht einen Augenblick bezweifelt, und er war denn auch noch nicht mit sich im Reinen darüber, wie er sie auf die schonendste und liebevollste Art von dem Ungeheuerlichen unterrichten sollte, als sie bereits mit erschrockenem, ahnungslosem Gesichtchen vor ihm stand.

„Du, hier, Eberhard? — Um Gotteswillen, sprich schnell! Was ist geschehen? — Deine Rückkehr und dieser geheimnisvolle Ruf — sie können ja nur etwas Schlimmes bedeuten.“

„Nein, nein, nichts Schlimmes, mein geliebtes Mädchen! Ich bin nur gekommen, um Dich zu sehen, um mir Dein teures Bild noch einmal recht, recht tief in die Seele zu prägen, damit ich künftig gefeit sei gegen die nichtswürdige Bosheit jener elenden Kreaturen, die uns unser schwer erkämpftes Glück nicht gönnen.“

„Ich verstehe Dich nicht, Eberhard! Wovon sprichst Du! Wer ist es, der uns unser Glück nicht gönnt?“

„Schlangen und Nattern sind es, mein Liebling — giftiges Gezücht, das ich am liebsten in meinen Fäusten zermalmt oder mit den Füßen zertreten hätte! — Sieh mich einmal an, Hilde! Ach, was braucht es jetzt noch irgend einer Frage oder irgend einer Erklärung? Und wenn eine ganze Welt aufstände, Dich der schrecklichsten Verbrechen anzuklagen — Deine süßen, herrlichen, unschuldigen Augen wären mir Beweis genug gegen eine ganze Welt.“

„Das ist sehr edelmütig, Eberhard; aber es ist doch nicht danach angethan, mich zu beruhigen. Ich muß doch nicht fürchten, daß irgend jemand daran gedacht hat, mich eines Verbrechens anzuklagen?“

Unter der zauberischen Wirkung ihrer beglückenden Nähe war er in eine Stimmung geraten, die ihn fast mit Mitleid gegen ihre Verleumder erfüllte.

„Ach, es ist nicht wert, darüber zu reden! Was kümmert uns die ohnmächtige Mißgunst dieser Erbärmlichen! Mögen sie in ihrer eigenen Bosheit ersticken!“

„Nein, Eberhard, so darfst Du mich nicht abfertigen wollen. Jedes Deiner Worte ist für mich ein Rätsel, das mich peinigt und quält. — Du bist mir Wahrheit schuldig, und ich bestehe darauf, alles zu erfahren.“

„Du hast recht,“ sagte er nach kurzem Bedenken. „Weshalb auch sollte ich jene schonen! — In ihrer ganzen Niedrigkeit sollst Du sie kennen lernen, und dann magst Du selbst ihre Strafe bestimmen.“

Er zog den Brief der ehemaligen Zofe aus der Tasche und legte ihn in ihre Hand. Mit einem Ausdruck wachsender Verwunderung in den Mienen begann Hilde zu lesen. Plötzlich aber wich alle Farbe aus ihren Wangen und ungestüm wandte sie sich gegen Eberhard.

„Was ist das? — Was bedeutet diese Stelle? — Infolge eines Schreckens wäre Deine Gattin gestorben?“

„Ja, weißt Du es denn nicht, Hilde? — Hat man Dir denn nicht damals oder später die näheren Umstände ihres Todes mitgeteilt?“

„Nichts weiß ich, als daß sie noch während des Festes erkrankte. Von einem Zufall, der diese Erkrankung herbeigeführt hätte, hat man mir nie gesprochen.“

„So muß ich Dir's wohl erzählen, wenn Du diesen läppischen Brief überhaupt verstehen sollst. — Gabriele hatte sich unbemerkt aus der Gesellschaft zurückgezogen, um ein wenig zu ruhen. Sie war nach der Versicherung ihrer Schwester etwas ermüdet, doch sonst vollkommen wohl. In der Absicht, ein Buch zu holen, wandte sie sich nach der Bibliothek. Da sah sie — ihrer Erzählung nach — vor der Thür meines Arbeitszimmers in dem halbdunklen Gange eine gespenstische, weiße Gestalt, die regungslos mit drohend erhobenen Armen dastand. Aberglaube und Geisterfurcht aber steckten der armen Gabriele gewissermaßen im Blute, und die unglückseligen Erzählungen des Schulmeisters von dem Tod verkündenden Hausgespenst der Rochlitz trugen das ihrige dazu bei, ihr vollends den Verstand zu verwirren. Fest überzeugt, daß sie die weiße Frau von Rudow gesehen und damit die Gewißheit ihres nahe bevorstehenden Endes empfangen habe, schleppte sie sich bis an die Schwelle ihres Schlafzimmers, wo sie bewußtlos zusammenbrach. Eine Stunde später erst wurde sie dort gefunden, denn sie hatte ihre Schwester ausdrücklich beauftragt, jede Störung von ihr fern zu halten. — Und da kam alle menschliche Hilfe bereits zu spät. Nach schrecklichen Qualen starb sie gegen drei Uhr morgens — bis zum letzten Atemzuge von der Wirklichkeit jener Erscheinung überzeugt. Nach der übereinstimmenden Ansicht der Aerzte war die heftige Gemütsbewegung die alleinige Ursache ihres Todes.“

Da ihn die Erinnerung an jene furchtbare Nacht noch immer mächtig erschütterte, hatte er es während seiner hastig vorgebrachten Erzählung geflissentlich vermieden, Hilde anzusehen. Nun aber, da er — von ihrem beharrlichen Schweigen überrascht — den Blick erhob, packte ihn Entsetzen über die Veränderung, die innerhalb dieser wenigen Sekunden auf ihrem Antlitz vorgegangen war.

„Hilde!“ schrie er auf, fast unwillkürlich ihre Hand ergreifend. „Um des Himmels willen — was ist Dir? — Bist Du krank?“

Sie machte sich frei und stand auf, um bis gegen die Mitte des Zimmers hin vor ihm zurückzuweichen.



Das Denkmal für Heinrich Hoffmann, den Verfasser des Struwwelpeters.

„Rühre mich nicht an, Eberhard! Wenn dies alles Wahrheit ist, so bin ich es gewesen, die Dein Weib getötet hat.“

„Du?! — Barmherziger Gott! — Hilde, Du bist von Sinnen! — Das alberne Dienstbotengewäsch dieses Briefes hat Dich verwirrt.“

Aber sie schüttelte heftig verneinend den Kopf.

„Was in dem Briefe steht, ist wahr! Ja, ich war an jenem Abend in Deinem Arbeitszimmer, ich trug einen langen, weißen Schlafrock, und mich hat Gabriele in dem Dunkel des Ganges für den Geist der weißen Frau gehalten. Es giebt keinen Zweifel, denn ich habe ja ihren gellenden Angstschrei gehört.“

Eberhard hatte die Empfindung, als griffe eine eiskalte Hand nach seinem Herzen.

„Du — Du hast ihn gehört?“ fragte er tonlos. „Und Du hast die Unglückliche dennoch ihrem Schicksal überlassen?“

„Ich wußte ja nicht, daß es Dein Weib war. Ich hatte nur die schattenhaften Umrisse einer menschlichen Gestalt gesehen, die sogleich wieder meinen Blicken entschwand. Und dann — ich hätte ihr auch nicht folgen können. Denn es gab in jenem Augenblick etwas Anderes, Dringenderes für mich zu thun.“

„Die Vorbereitung für Deine Abreise — nicht wahr?“

„Nein — etwas, wonach Du mich nicht fragen darfst; denn ich werde es Dir niemals sagen.“

Mit verzweifelter Geberde trat er auf sie zu.

„Aber begreifst Du denn nicht, Hilde, daß Du mir jetzt alles sagen mußt — alles! Man hat eine unerhörte Anklage gegen Dich erhoben, und ich habe es auf mich genommen, Deine Schuldlosigkeit zu erweisen. Nach dem, was Du selbst soeben erklärt hast, muß in den Augen der anderen — nicht in den meinen — der Schein gegen Dich sein. Meine Zunge wäre gefesselt, wenn Du mich nicht in den Stand setzest, das scheinbar Unerklärliche zu erklären. Weshalb hieltest Du Dich an jenem Abend in meinem Arbeitszimmer auf? — Ich weiß, daß es nicht in sträflicher Absicht geschehen sein kann. Warum also wolltest Du es verschweigen?“

„Ich ging dahin, um mein Bild zu entfernen, das dort nicht länger bleiben durfte. Ist Dir das Erklärung genug?“

„Ja, Hilde! — Aber — aber Deine Feinde werden mir antworten, daß Du diese Absicht nicht ausgeführt hast — daß Dein Porträt sich noch heute an seinem alten Platze befindet. Und jenes Weib spricht von einer Männerstimme, die sie durch die geschlossene Thür gehört habe.“

„Sie spricht die Wahrheit.“

„Dann warst Du dort also nicht allein? — Und die Unordnung, die ich am nächsten Tage in meinem Schreibtisch fand — Du weißt vielleicht auch, von wem sie herbeigeführt wurde.“

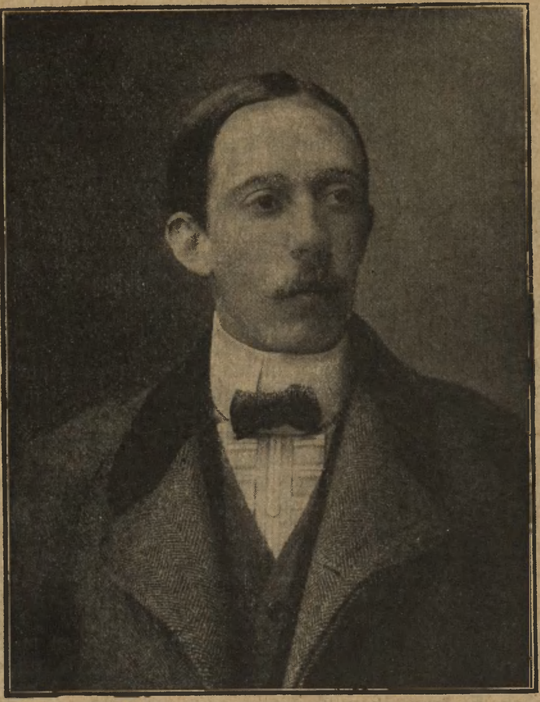
„Ich weiß es.“

„Aber so sprich doch — ich beschwöre Dich! — Siehst Du denn nicht, wie ich leide? — Wer war es, mit dem Du in meinem Zimmer zusammengetroffen bist? — und was hatte er dort zu schaffen?“

„Du hörtest doch, daß ich es Dir nicht sagen kann, und ich wiederhole, daß ich es niemals sagen werde.“

„So sollte ich denn verurteilt sein zu schweigen, wo ich mit Donnerstimme Deine Verteidigung führen müßte? So wolltest Du selbst mich zwingen, Dich dem Haß Deiner Feinde preiszugeben — und die Verleumdung sollte ungestraft ihr Haupt erheben! — Hilde — meine geliebte Hilde — treibe mich nicht zur Verzweiflung! Wenn Du mir die Waffen dazu verweigerst, womit könnte ich denn die Welt zwingen, an Deine Schuldlosigkeit zu glauben, wie ich noch immer daran glaube? Es wäre das Todesurteil unseres Glückes, wenn Du auf Deinem Schweigen beharrtest.“

„Dies Todesurteil ist bereits gesprochen, Eberhard — und nicht von mir! Du belügst mich oder Du belügst Dich selbst, wenn Du sagst, daß Du noch immer an meine Schuldlosigkeit glaubst. Deine eigenen Zweifel sind es, die ich durch meine Erklärungen bannen soll. Antworte mir doch bei Deiner Mannesehre, ob ich mich täusche.“

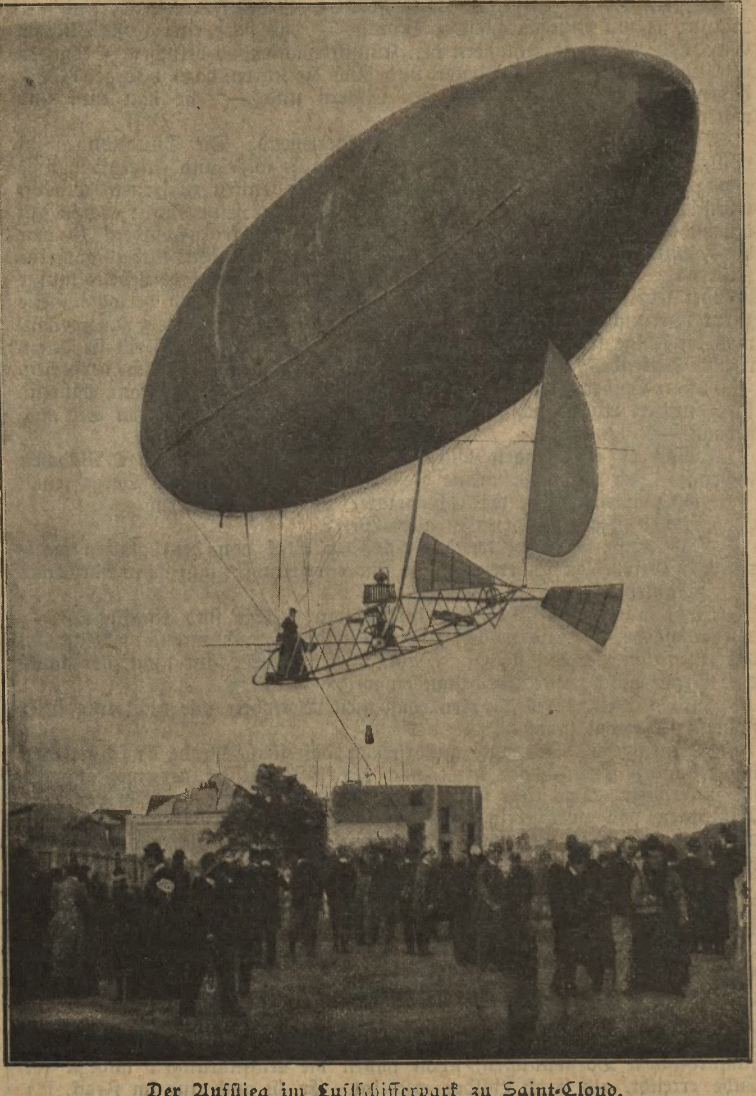


Der Pariser Luftschiffer Santos-Dumont.

„Mein Gott — ich selbst weiß ja kaum noch, was ich denke und glaube. Zeige mir einen einzigen Lichtstrahl in diesem Dunkel, und ich will für Dich kämpfen —“

„Ich bedarf keines Verteidigers,“ sagte sie stolz. „Und ich bitte Dich, zu vergessen, daß wir beide für einen Augenblick nahe daran waren, uns einem verhängnisvollen Irrtum hinzugeben. Ich sage Dir Lebewohl — zum letztenmal, Eberhard! — und ich wünsche von Herzen, daß Du das Glück auf anderen Wegen finden mögest als auf diesem.“ — Er wollte sie halten, doch sie war verschwunden. Fassungslos stand er noch Minuten lang und wartete; dann raffte er seinen Hut auf und stürzte aus dem Hause.

(Schluß folgt.)



Der Aufstieg im Luftschifferpark zu Saint-Cloud.

Demaskiert.

Von O. Halwig.

[Nachdruck verboten.]

Du willst also wirklich gehen?"

„Ich habe es meinen Freunden versprochen, Kind."

„Und wenn ich Dich bitte, davon zu bleiben?"

„Ich kann Dir nur die gleiche Antwort geben, wie vorhin."

„So hättest Du es nicht versprechen dürfen, ohne mich zuvor zu fragen. Für einen Bräutigam schickt es sich überhaupt nicht, Feste zu besuchen ohne seine Braut — zumal solche Maskenbälle."

„Ich bin Maler, liebe Bella — ein Maler muß Anregungen haben."

Aus den wasserblauen Augen der jungen Dame fliegt ein böser Blick zu ihrem Verlobten, und ihre Nasenflügel zittern vor Erregung. Sie beherrscht sich indessen und flüstert, zärtlich sich an ihn schmiegend: „bitte, Erich, geh' nicht."

Er legte den Arm um ihre Schultern und sieht unschlüssig in ihr rosiges Gesicht. Ihre Liebkosung ist nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, schon will er die begehrte Erklärung abgeben, da fällt sein Blick zufällig in den Spiegel ihm gegenüber, der ihm einen Teil des nebenan befindlichen Zimmers zurückwirft. An einem Tische sitzen dort über eine Malerei gebeugt, ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen, etwa in der Mitte der Zwanzig, und ein blondes Kind, das auffallend Bella gleicht. Um den vollen, roten Mund der Brünetten hatte er eben ein ironisches Lächeln huschen sehen. Ueber diese Wahrnehmung ist seine nachgiebige Regung blitzschnell verschwunden. „Doch sprechen wir jetzt lieber nicht weiter über die Sache," sagt er leise, wobei sein Blick nach der offenen Thür fliegt.

Bella hat ihn verstanden. „Fräulein Gertruds wegen brauchst Du Dich doch nicht zu genieren," äußert sie wegwerfend. „Das wäre noch toller, wenn wir uns um derentwillen Zwang auferlegen wollten. Uebrigens ist sie auch viel zu sehr in Mietzes Pinseleien vertieft, um auf uns zu achten."

Er zuckt die Achseln. Bella beginnt ablenkend von etwas Anderem zu reden, sie kennt ihren Verlobten doch gut genug, um nicht weiter in ihn zu dringen. Erst als er sich von ihr verabschiedet, wirft sie nachlässig hin: „nun, wie ist's mit dem Maskenball?"

„Ich muß meinem Versprechen nachkommen, liebste Bella," meint er ebenso. Dann wechseln sie noch unzählige Küsse, und Erich Balder geht, mehr denn je überzeugt von der Liebenswürdigkeit seiner Braut und dem Glück, das ihn an ihrer Seite erwartet. Warum nur gab er seiner jungen Braut Bitten, von dem Ball fortzubleiben, nicht nach? Nur aus männlicher Selbstherrlichkeit? Thorheit! Er geht auf Abenteuer aus — das ist's, das allein. Aber sie will ihm schon auf die Sprünge kommen und, wenn es sich herausstellt, daß ihr Mißtrauen sich als begründet erwiesen, dann — ja, was dann? Erich aufgeben? Nimmermehr! Nach einer Weile der Ueberlegung hat sie ihre Maßnahmen gefaßt. Nachdem Gertrud Nissen die Malstunden, welche sie der kleinen Tochter des Hauses erteilt, beendet hat, bittet Bella sie um ein paar Worte Gehör. „Liebes Fräulein Gertrud" — beginnt sie mit einschmeichelnder Stimme — „ich habe eine große Bitte an Sie: Ich möchte so sehr gern den Künstlermaskenball besuchen — könnten Sie mich nicht dorthin begleiten und auch die Karten dazu besorgen? Sie haben so viele Freunde unter den Malern und —" sie hält inne und wartet gespannt auf Antwort.

Die Malerin schweigt eine Weile überlegend. Die Situation ist ihr völlig klar. Seitdem sie in dem Bankiershause aus- und eingeht, hat sie genügend Gelegenheit gehabt, Bellas Charakter kennen zu lernen, und oft wünschte sie von Herzensgrunde, daß Erich Balder seine Braut ebenso gut durchschauen möchte, wie sie selbst. Denn er ist ihr kein Fremder. Er war der Freund ihres Bruders, sie kennt ihn seit ihrer Kindheit, und es gab eine Zeit, da — — doch, das ist längst vorbei, dies Kapitel ihres Lebens mußte beendet sein an dem Tage, da er sich mit der reichen Erbin verlobte. Sie zürnt ihm nicht, denn sie kennt wirklich das Leben. — Sie weiß ganz genau, was die Folge sein würde, wenn sie Bellas Bitte erfüllte. Doch sie ist ein ehrlich denkendes Mädchen — eine Warnung will sie dennoch versuchen.

„Herr Balder weiß nicht um Ihr Vorhaben?" spricht sie langsam, während ihre dunklen Augen sich fest auf Bellas Gesicht heften. „Haben Sie auch bedacht —"

„Was er dazu sagen würde?" unterbricht sie das junge Mädchen lachend. „Ich bitte Sie, meine Beste, daß lassen Sie meine Sorge sein."

„Es war nicht das, was ich meinte," entgegnete Gertrud.

„Nicht? Ja, was denn in aller Welt?"

Das ernste Mädchen wendet nicht den Blick von dem glatten regelmäßigen Gesicht der anderen. „Sie sind eifersüchtig," sagt sie nachdrücklich.

„Fräulein Nissen!"

Jene aber läßt sich nicht einschüchtern. „Sie sind eifersüchtig" — wiederholt sie — „und wollen Ihrem Verlobten nachspüren, vielleicht ihn auf irgend eine Probe stellen. Dabei überlegen Sie nur nicht, das solch' eine Probe anscheinend nie bestanden wird."

„So wollen Sie behaupten, daß mein Verlobter mir nicht treu ist?" stößt Bella erregt heraus.

„Keineswegs. Ich sagte ausdrücklich, daß solche Probe anscheinend nie bestanden wird — das heißt, nach der Ansicht dessen, der einen anderen ihr unterwirft. Das liegt schon in der Natur der Sache. Sie bringen das Mißtrauen von vornherein mit, das aber ist eine Brille, durch die man alles verzerrt sieht. Kommen noch irgend welche an sich ganz harmlose Zufälligkeiten dazu, so — doch genug, ich habe Sie gewarnt."

„Und ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Warnung," meinte das blonde Fräulein wieder mit dem unerträglich hochfahrenden Ton, den Gertrud so haßte. „Also, noch einmal — wollen Sie die Billets besorgen — ja oder nein?" Gertrud neigte zustimmend das Haupt. „Und Sie werden meinem Verlobten auch nichts von meinem Vorhaben sagen?"

„Sicher nicht. Sie können völlig beruhigt sein." — — — — — —

Der Abend, an welchem der Maskenball stattfindet, ist gekommen. Ein buntes Gedränge erfüllt die weiten Säle, glänzende Aufzüge wechseln mit humoristischen Darstellungen, schon haben die Aufführungen nahezu ihr Ende erreicht, als Erich Balder erscheint. Er ist auch nur im Frack, für die halbe Stunde, die er zu bleiben gedenkt, verlohnte es ihm nicht der Mühe, eine Maske anzulegen. Gelangweilt steht er an eine Säule gelehnt, das farbenprächtige Bild vor sich zerstreut überblickend. Da fällt es ihm auf, daß zwei scharlachrote Dominos ihn in immer engeren Zirkeln umkreisen. Er faßt sie schärfer ins Auge, sie sind nur wenig verschieden in der Größe und machen einen ungewöhnlich distinguierten Eindruck. Die kleinen Hörner, welche aus ihren mit Hahnenfedern geschmückten Kapuzen aufragen, verraten ihre höllische Abstammung. Jetzt sind sie wieder in seiner Nähe, fast streiften sie seinen Arm. Wahrhaftig, es war kein Zweifel — sie haben es auf ihn abgesehen. Nun ist seine Neugier doch erregt. Mit raschem Entschluß tritt er auf die beiden zu. „Sucht Ihr mich?" fragt er.

„Gesucht wird nur, wer sich finden lassen will," giebt die Eine, etwas Größere, mit verstellter Stimme zurück.

„Und wenn ich's wollte?"

„Du giebst es zu?"

„Warum nicht? Dazu geht man doch nur hierher."

„Ach!" klingt es zischend unter der schwarzen Sammetmaske hervor. „Was würde wohl Deine Frau zu dem Geständnis sagen?" kommt es rasch nach.

„Meine Frau? weißt Du denn, ob ich eine besitze?"

Statt zu antworten zeigt der Domino auf den Goldreif an seiner linken Hand, von der er zufällig den Handschuh abgezogen. „Ach so!" Gleichmütig streift er den Ring ab und steckt ihn in die Tasche. „Das wäre beseitigt," sagte er kurz.

Durch die Oeffnungen der Maske sieht er, wie die Augen ihrer Trägerin aufblitzen. „Dir scheint ja recht viel an Deinem Ringe zu liegen? Wie? So antworte doch," beharrt sie, da er sie lächelnd vom Kopf bis zu den Füßen mustert.

„So inquiriere doch nicht," äfft er ihr nach, „Geister pflegen sonst die Gabe des Hellsehens zu besitzen. Du hast deine Maske schlecht gewählt, schöne Santanella."

„Wieso?"

„Mein Gott, weil Du Deinem unirdischen Charakter gemäß, das alles selbst wissen müßtest, was Du fragst. Hoffentlich verfügst Du über mehr Schönheit als — Geist."

„Galant bist Du nicht," grollt sie.

Wieder lacht er. „Lieber Gott, mit der Galanterie muß man sich schon daheim genug plagen. Hier wenigstens will man doch offen sein."

„Also Deiner Frau gegenüber bist Du das nicht? Die belügst und betrügst Du?"

„Was Du nur immer mit meiner Frau willst! Du scheinst übrigens nette Erfahrungen mit den Männern gemacht zu haben, denn sonst würdest Du mich doch nicht von vornherein für so schlecht halten."

„Schlechte Erfahrungen!" wiederholte sie. „Das stimmt!"

„Ah! dann willst Du wohl getröstet sein? Und mich hast Du für dies Amt auserkoren?"

Sie fährt zornig auf. „Du bist unverschämt."

„Maskenfreiheit ist eine schöne Sache, meine verehrte Diavolina, aber Du machst einen zu starken Gebrauch davon," sagte er amüsiert. „Sollten jene Vorkommnisse, welche Deine herbe Beurteilung meines Geschlechts veranlaßten, nicht vielleicht in Deinen liebenswürdigen Charaktereigenschaften ihren Grund haben? Für meinen Geschmack besitzest Du jedenfalls zu viel Temperament."

„So müßte eine Frau, die Dir gefallen sollte, wohl ein gutmütiges Gänschen sein?" forscht sie.

„Ein gutmütiges Gänschen?" wiederholt Balder unbewußt ernst werdend. „Ja — gut müßte meine Frau sein, gut und liebevoll und verständig. Sie müßte sich beherrschen können, wenn ich einmal die Geduld verliere — freilich würde das nicht oft passieren, wenn sie so wäre, wie ich sie mir vorstelle. Einem unerzogenen, launenhaften Kind gegenüber —" fuhr er wieder in dem spöttelnden Ton von vorhin fort — „fällt indessen Europens übertünchte Höflichkeit bald von mir ab — wie Figura zeigt. Das möchte eine nette Ehe geben zwischen uns beiden. Heiliger Himmel!" Da er sieht, wie sie vor Aerger mit dem Fuß aufstampft, lacht er laut auf. „Sieh mal, wie nett der Zorn Dich kleidet!"

Jetzt ist das Maß ihrer Erregung voll. „Diesen Abend sollst Du mir büßen," schreit sie und reißt sich die Maske vom Gesicht, ihn mit heißfunkelnden Augen anstarrend.

„Bella!" entfährt's ihm erstaunt.

„Ja Bella, die endlich Dein wahres Gesicht gesehen hat, Bella —"

„Um Gotteswillen keine Szene!" bittet die Maske an ihrer Seite. „Was sollen die Leute denken?"

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein Gertrud," sagt Balder, der sie an ihrer Stimme erkannt hat. „Die Szene ist zu Ende — ich bin fertig mit Fräulein Wieneck. Nur möchte ich mir noch erlauben, deren letzte Bemerkung zu korrigieren — sie behauptet, daß sie mein wahres Gesicht gesehen — sie irrt — sie ist's, die sich demaskiert hat. — Darf ich den Damen vielleicht noch eine Droschke besorgen?" fragte er höflich. Da die Antwort ausbleibt, verbeugt er sich tief und geht.

Am Ausgange der Thür steht plötzlich wieder der eine rote Domino neben ihm. Ungewiß, ob es Gertrud oder Bella ist, bleibt er zögernd stehn, doch da flüstert's mit Gertruds Stimme: „sind Sie mir bös, daß ich bei dem Spiel mitgewirkt — daß ich Ihre Braut nicht hinderte, hierher zu kommen?"

„Böse? Gewiß nicht — ich bin Ihnen dankbar. Ich brauche eine Frau, die gut und liebevoll und verständig ist, die Geduld hatmit meinen Fehlern — die ist Bella nicht. Die ist" — er stockt, denn plötzlich führt er ihre Hand an seine Lippen. „Gertrud, liebe Gertrud," sagt er weich.

Einen Augenblick stehen sie so Hand in Hand. Dann reißt sie sich los, glückselig lächelnd den Kopf gegen ihn neigend. „Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Auf Wiedersehen morgen," klingt es zu ihr zurück.



Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von Karl Marr. [Photogr. u. Verl. von Franz Hanfstaengl in München.]

Eine Schachpartie.

[Schluß.]

Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

[Nachdruck verboten.]

Ihre Partie steht gut, und junge Männer können immer Geld brauchen." — Diesmal war es wirklich ein lachender Hauch, der mit der Entgegnung von den Zähnen des alten Trödlers kam. Es lag etwas unverständlich Seltsames darin, denn er hatte mit dem ersteren die Wahrheit gesagt, und es klang, wie wenn er seinem Gegner den hohen Gewinn gönne. Offenbar hielt er irgend einen tiefversteckten Plan in Vorbereitschaft, doch der junge Student fürchtete sich nicht. Er hatte sich noch niemals so klaren Blicks, so sicher in der Beherrschung seines Schachtalents gefühlt. Scharf übermusterte er jede Einzelheit seiner Position, und vollberuhigt spielte er weiter. Schweigend saßen die Spieler sich gegenüber. Nach einer Weile tönte es aus des Alten Munde: „Ihre Partie steht gut. Es ist ein widerlicher Abend." Damit stand er auf, trat unhörbar gegen die dunkle Wand hinan und kam ebenso zurück. Doch trug er etwas Schweres zwischen seinen beiden Händen mit sich, sagte mit schlürfender Stimme: „Man sollte an solchem Abend um einen höheren Betrag spielen," und stellte eine alte, mit Eisenspangen beschlagene Truhe auf den Tisch. Es klirrte helltönig darin beim Aufstoß, und zugleich hob er den Deckel ab, ein Glimmern und Glitzern kam darunter hervor, und der große Kasten war bis zum Rand mit lauter funkelnden Doppelkronen angefüllt. Und heiser sprach es über die gleißenden Goldschuppen hin: „Das wäre ein guter Einsatz für solchen Abend. Wenn Sie verlieren, können wir ihn nachher zählen."

War das nur ein phantastischer Traum, in dem Wolfgang Wegerdanz hier saß? Da lag Gold, so viel, wie sein Leben in zehn Jahren nicht bedurfte — er drückte sich die Nägel seiner Finger in die Handfläche und fühlte an dem Schmerz, daß er wirklich nicht träume, mit wachen Sinnen hier sitze. Vor sich sah er das Schachbrett und am Rand desselben einen von den schwarzen Bocksspringern, den er vor kurzem geschlagen. Von seinen Offizieren fehlte noch keiner, er besaß zweifellos einen mehr als sein Gegenspieler.

Doch er brachte stotternd über die Zunge: „Solche Summe besitze ich nicht — könnte ich nicht bezahlen —"

Der Alte tauchte seine Hand in die Goldstücke und ließ sie durch die Finger klirren. „Das wär ja auch nicht gleich nötig. Sie könnten's von Ihrem späteren Verdienst abtragen."

„Dazu würde mein Leben kaum ausreichen."

„Ein Leben ist lang, wenn man jung ist. Junges Blut im Herzen braucht oft Gold, um glücklich zu sein. Wenn die Jugend vorbei, nützt es nicht mehr."

Es hämmerte plötzlich wie mit einem wahnsinnigen Schlag im Herzen Wolfgangs auf, daß er besinnungslos ausstieß: „Ihr Einsatz wäre thöricht — Sie hätten keine Bügschaft, daß ich Ihnen jemals —"

„Ich bin nicht ängstlich und brauche nichts als zwei Zeilen Schrift, daß Sie Ihr Ehrenwort geben — im Falle wenn Sie verlören — Ihre Schuld an mich abzutragen."

Der Sprecher hatte ein Blättchen von der Brust gezogen und griff nach einer Feder —

Auf einmal sah der junge Student wieder die kleinen Fußspuren im Schnee — und die seinigen standen daneben. Doch er streckte nicht schweigend das Medaillon vor sich hin — er sprach dazu. Und er sprach nicht, daß er den Weg zum letztenmal im Leben gegangen, sondern daß er ihn wieder gehen dürfe — daß er — daß die Sonne Frühling bringen könne, trotz den winterkahl entblätterten Bäumen —

Wie das gleißende Gold von den langen knochigen Fingern dämonisch rann und rieselte! Wie der Blutstrom siedend in die Schläfen schoß! Wie das Herz selig zitterte und zugleich zum Zerspringen raste!

„Sie wollen nicht, sind reich genug, brauchen kein Gold," murmelte der Alte trocken. „Mir gilt's gleich." Und er legte die Feder auf den Tisch.

Da hält Wolfgang Wegerdanz Hand sie gefaßt, krampfhaft umklammert. Das weiße Blättchen taumelte ihm vor den Augen hin und her — zwei Sekunden noch, dann stand sein Name unter den beiden Zeilen, die der Wucherer von ihm verlangt hatte. Ohne eine Miene zu ändern, steckte der Empfänger das Blatt wieder in seine Brusttasche und sagte: „So ist's Gültigkeit. Ihr Ehrenwort wär mir auch genug gewesen. Die Schrift ist nur für Leben und Sterben. Ihre Partie steht gut."

Damit setzte er sich auf seinen Platz zurück, und mit fiebernder Anspannung seines Kopfes bückte Wolfgang sich auf das Brett. Lautlos bewegten sich eine Weile die Figuren hüben und drüben; seine Hand hielt sich fest auf das kleine Medaillon gedrückt, das er an der Brust trug. Er fühlte, es half ihm, er hatte sein Leben dafür eingesetzt, kämpfte für ein doppeltes Lebensglück und mußte siegen.

Da flimmerte es ihm einmal mit einer Vision vor den Angen. Seine kleine Elfenbeindame nahm die Züge Erwines an, und zugleich dehnte sie sich und wuchs zu der Gestalt und leibhaftigen Größe der Geliebten auf. Ein seliges Gefühl durchfloß ihn bei dem Anblick, doch er mußte die Phantasmagorie verscheuchen, um sein Spiel fest im Auge zu halten. Nun schrumpfte sie auch klein wieder zusammen, aber seine Königin behielt immer noch das Antlitz Erwines, und wie von ihr ausfließend, wallte ein leichter Nebelschleier über die Figuren um sie her.

Unwillkürlich sah er auf, woher der bläuliche Dunst komme. Es ließ sich nichts entdecken, doch auch seinen Gegner gewahrte er durch ein gleiches flatterndes Luftgespinnst. Regungslos saß derselbe in seiner steten Art, nur gespenstig verlängert schien sein hagerer Leib und sein Gesicht gegen die Decke aufzuwachsen.

Der junge Student blickte auf das Brett zurück, da verdichtete sich der Nebel auf diesem noch mehr, daß er kaum die Figuren darauf noch unterschied. Gewaltsam zwang er seine Augen zur Sehschärfe, doch der Dunst rann aus seinen eigenen Wimpern hervor. Es umflorte ihm den Kopf mit einem leisbetäubenden Gaukelspiel, das ein undeutlicher Gedanke durchzitterte, in dem Punsch sei eine phantastisch aufregende Substanz enthalten gewesen, und er habe aus der Pfeife mit Opium versetzten Tabak geraucht.

Doch nur dunkel kam es ihm zum Bewußtsein, eine andere Vision, etwas aus seinem Gedächtnis Auftauchendes drängte sich ihm darüber. Es war eine Zeichnung des Malers Alfred Rethel, die er einmal gesehen: An einem Tisch, schachspielend, saß ein Jüngling und ihm gegenüber Mephisto als sein Gegner. Ueberall vom Gebälk blickten grinsende Tierfratzen den ersteren an und eine dicke Kreuzspinne kroch auf ihn zu. Neben ihm aber stand ungesehen ein weißgeflügelter Engel und weinte um ihn, denn er spielte um seine Seele.

Das Bild sah Wolfgang Wegerdanz auf einmal lebensgroß und lebend an, und nun trug auch der weinende Engel die Züge Erwines.

Was war das? Ueber ihm raschelte das tote Gevögel und die langen Raubschnäbel krümmten sich noch mehr, als machten sie sich bereit, auf ihn herunterzuhacken. Auf dem Sims sah er plötzlich etwas weißlich Fahles aus dem Dunkel vortauchen und ihn mit den leeren Augenhöhlen eines Totenschädels anstarren. Und nun fiel sein Blick wieder auf den, den er nur für einen alten Wucherer gehalten, und durch den nebelnden Schleier grinste um die weißzähnigen Kiefer desselben tonlos eine satanische Hohnlache.

Er selbst spielte mit dem Teufel um seine Seele — um sein Leben, seine Ehre. Als Köder hatte der Versucher ihm seine Liebe vorgehalten, um ihn zu verderben.

Daß alles nur ein schrecklicher Traum wäre! Er konnte nicht mehr erkennen, welche Figur er anfaßte; ungewiß tastend, hielt er eine und wollte sie wieder loslassen.

„Touché, joué", raunte es heiser von den sich nicht bewegenden Lippen unter dem rattengrauen Schnurrbart herüber und danach reckte sich die lange, fleischlose Knochenhand über das Brett. Sie setzte den rotbeturbanten schwarzen Wessir mit der Hahnenfeder auf das Feld der weißen Elfenbeindame und hob diese wie mit einer Zange zwischen zwei Fingerspitzen in die Luft. Wolfgang stieß einen Schrei aus, es war das Gesicht Erwines, in das die beiden langgespitzten Nägel sich einkrallten, und lautlos legten sie dieselbe wie eine Tote auf den Rand des Schachtisches um. Er hatte einen Zug gemacht, der ihn seine Dame verlieren ließ. Von seinem Mund kam ein dumpfes Stöhnen: „Es ist aus —"

Wie ein hohlstimmiges Echo wiederholte der Gewinner: „Aus. Geben Sie die Partie auf? Sie stand lange gut für Sie. Dann wollen wir zählen."

Seine Hand streckte sich nach dem Inhalt der Goldtruhe, doch der junge Student stammelte: „Nein — noch nicht — ich kann noch — ohne die Dame —"

Aber nun zerriß der Nebelschleier vor seinen Augen. Er starrte auf die rettungslose Stellung seines Königs, und eine fahle Blässe ließ ihm alles Blut aus dem Gesicht fallen.

„Zu unbedachtsam gespielt," raunten die Zähne seines unheimlichen Wirtes. „Jugend ist manchmal übermütig. Zählen!"

Seinen Arm behinderte etwas, er faßte danach, zog einen bläulich schillernden Revolver aus einem Gürtel unter seinem weiten Schraubenrock und legte ihn auf den Tisch. Unbewußt stotterte Wolfgang: „Ja — ich war wahnsinnig — Ihr Gold machte mich dazu. Haben Sie Mitleid mit mir — Sie brauchen ja nicht mehr. Ich habe mein Leben zur Sklavenarbeit, zu Jammer und Elend an Sie verkauft. Wär's nur das — aber ich habe mehr verloren, als Sie wissen, als Sie kennen. Ich war reicher, als alles Gold auf der Erde machen kann — mein Herz, meine Hoffnung war's, und nun sind sie wieder bettelarm. Haben Sie Erbarmen — es ist ja Weihnachtsabend. Geben Sie mir meinen Schuldschein zurück."

„Weihnachtsabend? Was hatten Sie am Weihnachtsabend hier zu suchen? Der Schein ist gut aufgehoben. Ich habe Ihr Leben gekauft; das ist ein hübsches Weihnachtsgeschenk. Was wollen Ihre

heißen Augen auf meiner Brust? Ihre Namensschrift daran verbrennen? Wenn sie's könnten, hätte Ihr Mund sein Ehrenwort zurück? Aber Sie haben mir den widerlichen Abend einträglich gemacht. Sie wollten eine Doppelkrone von hier mitnehmen. Ich gebe sie Ihnen als Aufgeld drein — zum Dank — da."

Mit kaltem, bleckendem Hohne zischelte es über den Tisch, und eine Hand griff vor und legte eines der goldenen Stücke aus der Truhe neben den blauen Stahlglanz der Pistole. Wolfgang Wegerdanz starrte drauf nieder, das doppelte Metallgeglimmer rann ihm vorm Gesicht ineinander. Nun hämmerte alles Blut ihm plötzlich fiebertoll in den Schläfen auf. Mit einem wilden Griff der Verzweiflung packte er nicht das ihm höhnisch dargebotene Goldstück, sondern den Revolver und schrie, aufspringend: „Schurke, Du hast mich betrogen, mich vergiftet! Gieb mir den Schein, gieb mir mein Wort zurück!"

In seinem irren Blick stand: wenn er sich weigert und ich töte ihn — niemand hört den Schuß in dem leeren Hause. Sein Mund spricht zu keinem mehr von meiner Schuld, und ich kann sein Gold mit mir —

Doch nur ein Augenblick, das Anbranden einer wahnsinnigen Blutwelle war's. Geisterhaft unbeweglich stand die hagere Gestalt vor ihm, wie mit den unheimlich phosphoreszierenden Augen in seine Seele hinunterglimmernd, und ein eisiger Schauer durchgrauste Wolfgang Wegerdanz bis ins Herz. Es war der Teufel, der ihn mit der Waffe noch weiter versuchte, für ein ehrlos verlorenes Leben zum Dieb, zum Räuber, zum Mörder zu werden. Unbewußt zitterte von seinen Lippen noch einmal mit tödlichem Weh der Name „Erwine" — dann fuhr seine Hand blitzschnell auf und setzte sich die Pistole selbst gegen die Stirn.

Doch gleichzeitig umklammerten ihm die Finger des Alten mit hartem, knöchernem Griff den Arm und hinderten ihn an seinem Vorhaben. Aus der Kehle kam's ihm mit widerwärtigen Ton: „Soll ich für Ihren Mörder gelten, daß man Sie tot bei mir findet? Wenn Sie nicht länger leben wollen, wählen Sie eine andere Art, die mich nichts angeht. Ich will Ihnen gern behilflich sein — zum Dank für den guten Abend. Hier."

Er hielt den Arm des jungen Mannes und zog ihn durch eine Thür mit sich auf einen dunklen Gang. Willenlos folgte Wolfgang ihm nach; sein Gehirn war völlig betäubt, nur ein einziger Gedanke drin, nichts mehr denken und fühlen zu müssen, an den Schluß eines grausigen Traumes zu kommen, ehe er wieder zur wachen Vollempfindung seines hoffnungslos elenden Lebens gelange. Um ihn lag stille, tote Finsternis, nur vom Ende des Korridors, in dem er sich befinden mußte, tönte ein dumpfes Rauschen und Plätschern her. Es kam näher, und nun hielt die Hand seines Führers ihn an, und ihm klang ans Ohr: „Wenn es Ihr Wille ist — hinter der Thür hören Sie draußen den Fluß. Er ist hoch vom Schnee, und Sie brauchen sich nicht anzustrengen, um zu springen, nur sich hinunterfallen zu lassen. Dann ist Ihre Schuld quitt, und man findet Sie morgen irgendwo drüben. Wollen Sie?"

„Ja — hinunter — rasch," stöhnte die Brust des jungen Studenten, und er hörte die Thür vor sich auf leis knarrenden Angeln aufgehen — es kam noch einmal eine Vision, ihn zu martern, ihn mit dem Lieblichsten und Wunderreichsten zu höhnen, was das Leben für ihn besessen haben könnte. Gleich einem Traumbild sah er ein heimliches Zimmer vor sich, in dem ein hoher Tannenbaum mit goldenem und silbernem Behänge zur Decke aufstieg. Rote und weiße Kerzen tauchten aus den grünen Nadeln, doch brannte keine, nur ein alter Kronleuchter verbreitete ein mildes Licht durch den Raum. Darin saß, wie auf etwas harrend, eine vornehm gekleidete, schlanke Mädchengestalt; sie wandte den Kopf, und das Gesicht und die braunen Augen Erwines sahen der geöffneten Thür entgegen.

So lebendig stand das Gaukelspiel der überreizten Einbildung vor Wolfgang Wegerdanz Blick, daß er laut aufschrie. Wundersam, aber süß und schauerlich, that auch die Phantasmagorie das Nämliche. Sie bewegte sich, sie flog vom Sessel auf, sah starr, wie zu Tod erschreckend, nach der Thürschwelle und stieß ebenfalls einen Schrei von den Lippen. Doch gleich darauf sprachen noch vom Korridor her hinter dem Rücken des jungen Mannes zwei andere Lippen: „Es ist sehr einsam und still für ein junges Leben am Weihnachtsabend in unserem Hause, Erwine, und ich denke, ein Gast ist Dir willkommen Wenigstens einer, den Du selbst Dir geladen hast. Du dachtest wohl, alte Augen sähen nicht und wüßten nichts von einem jungen Herzschlag. Aber sie waren um Dich, um an Dir gut zu machen, was sie einst an Dir versäumt. Meine Tochter ließ ich einem Manne, der um sie warb, ohne ihn zu kennen und zu prüfen, nur weil er einen stolzen Adelsnamen trug, wie sie selber. Und er heiratete ihre hohe Mitgift und brachte ihr nichts zu, als den hohlen Anspruch seiner Geburt. Denn er kannte nur Hochmut und Selbstsucht, war ein Spieler und Verprasser, feig und ehrlos. In Schanden ging er unter, und Deine Mutter starb vor Gram und Thränen, denn sie hatte ihn geliebt. Da gelobte ich an ihrem Sarg, meine Schuld an ihr auszusühnen an Dir, die sie mir in der Wiege gelassen. Und ich hütete Dich, ich sah Dich zu jeder Stunde, ich wußte, was Du thatest und dachtest, von Deinem ersten Wünschen und Wollen an. Mein Leben besaß keinen anderen Zweck mehr, als Dein Glück. Doch ich war ein Thor und wollte Dich auch vor der Liebe bewahren, die Deiner Mutter Verderben gebracht. So lebtest Du einsam mit mir, und ich ließ keinen vornehmen Freier in Deine Nähe. Aber ich handelte wiederum unrichtig, denn es war wider die Natur. Und ich sah Dich ihr gehorchen, nicht meiner Vorsicht; ich gewahrte Dich auf Deinem Morgenweg anhalten und mit einem jungen Manne reden; ich erkannte die gefürchtete Liebe in Deinem Herzen erwachen. Sie hatte sich keinen glänzenden Kavalier erwählt, sondern einen armen, namenlosen Studenten, tief unter Deinem Rang und Reichtum. Kein äußeres Blendwerk konnte Dich bestochen haben, es mußte Edles in ihm sein. Da suchte ich ihn auf und trachtete danach, in seiner Seele zu lesen. Der Umstand begünstigte mich, daß er das Schachspiel liebte, denn es ist ein Spiel, das nicht der Rede bedarf, um die Gesinnung, den Wert und das Wesen eines Menschen zu offenbaren. Ich sah ihn täglich und ich lernte ihn kennen, daß seine Armut ihn nicht durch Gewinnsucht zu einer Unehrenhaftigkeit verleiten konnte. Das Gold lockte seine Bedrängnis, doch er widerstand. Und er war stärker sogar, als die Versuchung, um Deine Liebe zu werben, denn eine Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Euch und der Aussichtslosigkeit seines Lebens gebot ihm plötzlich, den Weg zu meiden, den Du kamst. Dein Herz aber konnte nicht von ihm lassen, da es wußte, daß seines in der Ferne ebenso nach Dir bange. Deine Weihnachtssendung an ihn sprach es mir, die der Bote mir zuvor überlieferte. Da beschloß ich, ihn in einer Prüfung zu versuchen, die über mein Sollen und Müssen entscheide: ob die Umstände ihn gleich Deinem Vater zu einem blinden Glücksritter, zu einem Feigling und einem Ehrvergessenen zu machen im stande seien. Doch er verlor den Mut nicht, sondern trotzte allem Unheimlichen, mit dem ich ihn umgab — um Deinetwillen. Er war ein Spieler und setzte sein Leben ein, aber nicht für Gold, sondern um Dich zu gewinnen. Und er konnte Dich erringen, er brauchte nur Gewalt an einem Betrüger zu üben, der ihn tückisch überlistet. Doch seine Ehre stand ihm höher, als sein Glück und sein Leben, und er wollte es hinwerfen. Für Dich ist er der Versuchung erlegen, aber für sich hat er die Prüfung bestanden. Es ist Weihnachtsabend heut, Erwine, und ich hieß Dich, ihn festlich bereiten und auf mein Kommen zu warten. Vergieb mir, daß mein Alter lange zu einsam für Deine Jugend in diesem Hause war. Ich hab's erkannt und bringe Dir einen besseren Weihnachtsgast mit. Zündet miteinander die Kerzen Eures Lebensbaumes an, Kinder, daß sie in der Wintersonnenwendnacht den Sonnenglanz Eures Sommers vorausdeuten! Und so vergieb auch Du, Wolfgang Wegerdanz, Deinem widrigen, betrügerischen Schachgenossen!"

Die Augen des alten Freiherrn leuchteten ohne die eulenhafte Nickhaut klar und warm in das Gesicht des noch sprachlosen jungen Mannes; er streckte die Hand aus und nahm sich die dickflockig schwärzlich-glimmerige Perücke vom Scheitel. unter der sein eigenes eisgraues Haar noch schön den Kopf umschloß, und zum erstenmal schalkhaft lächelnd, sagte er: „Eure Partie stand von Anfang gut, und Ihr habt sie gewonnen. Laßt mich noch ein Weilchen bei Eurem Weiterspielen zuschauen."

Allerlei.

Ueber einen Aberglauben Kaiser Wilhelms I. berichtet Professor Delbrück in den „Preuß. Jahrbüchern" in seinen Erinnerungen an die Kaiserin Friedrich. Delbrück schreibt u. A.: Es giebt bekanntlich viele sonst hochintelligente Menschen, die doch irgend einem kleinen Aberglauben in bestimmten Zahlen, Tagen oder Vorzeichen huldigen. Die Kaiserin Friedrich war völlig frei davon, obgleich sie, wie sie erzählte, einmal etwas erlebt hatte, was einen Menschen, der sonst dazu geneigt sei, wohl hätte abergläubisch machen können. Als sie ihren dritten Prinzen geboren hatte, fragte der Kronprinz beim König an, wie er ihn nennen solle. König Wilhelm erwiderte, es sei ihm gleich, nur den Namen Ferdinand möge er nicht, der habe dem Hause kein Glück gebracht. Die kronprinzlichen Herrschaften beschlossen, den Sohn Sigismund zu nennen. Da geschah es, daß der Hofprediger bei der Taufe statt Sigismund Ferdinand sagte. Der König sah seinen Sohn vorwurfsvoll an; es schien ihm ja, als ob er ihm absichtlich diesen Tort angethan hätte. Die Sache mußte aufgeklärt werden; das Merkwürdigste war, daß nicht etwa der Hofprediger vorher davon gehört hatte, daß der Prinz nicht Ferdinand heißen solle, und eben deshalb in den Irrtum verfallen war, sondern es war wirklich reiner Zufall, daß er sich gerade mit diesem Namen versprochen. Aber, so fügt Delbrück hinzu, das Wort König Wilhelms ist eingetroffen, dem kleinen Prinzen ist kein Glück beschieden gewesen, er ist zwei Jahre alt im Jahre 1866 während des Krieges gestorben.

Mit den „guten alten Zeiten" sind auch die berühmten ungarischen Hochzeiten in Vergessenheit geraten, die früher im ungarischen Volksleben wohl als die größten Feste galten. Daß die Erinnerung an den alten Brauch noch nicht ganz ausgestorben ist, dafür zeugt eine Hochzeit, die vor kurzem in der südungarischen Gemeinde Bickity stattfand. Der Dorfrichter verheiratete hier seinen Sohn mit einer reichen Bauerntochter. Die Hochzeit, bei der 16 Kranzjungfern und ebenso viel Herren mitwirkten und zu der die reichen Bauern der ganzen Umgegend geladen waren, dauerte drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fort. Bei der Hochzeit wurden u. a. verspeist: 2 Kühe, 25 Truthühner, 3 fette Schweine, an 100 Paar Gänse, 250 Hühner, 80 Brote und 70 Kilo Zucker. An Getränken wurden 20 Hektoliter Wein verbraucht.

Unsere Bilder.

Weihnachten in der Kaserne. Die Kiste von zu Hause, die langersehnte Kiste! — Eilig hat der junge Vaterlandsverteidiger den Bindfaden zerschnitten und die Späne flogen, als er mit einem Meißel den Deckel öffnete. Doch nicht nur er, sondern auch seine Stubenkameraden stehen voller Erwartung da, wissen sie doch, daß von dem köstlichen Inhalt der Weihnachtskiste auch für sie etwas abfällt. Und nun kommen alle diese Köstlichkeiten zum Vorschein: Schinken, Wurst, Rotwein, Pfefferkuchen und ein nicht zu kleines Stück von Mutters selbstgebackenem Christstollen. Glücklich und zärtlich wird der reiche Schatz betrachtet, und die blauen Jungens mögen wohl denken, daß es sich nach Empfang einer solchen Weihnachtsgabe noch einmal so schön singen läßt: „O, welche Lust, Soldat zu sein!“

Heinrich Hoffmann, dem Verfasser des Struwwelpeters, soll in Frankfurt am Main, am Orte seines Wirkens, zunächst als Lehrer der Anatomie im Senkenbergischen Institut und später als dirigierender Arzt an der städtischen Irrenanstalt, ein Denkmal gesetzt werden aus Stein, welches in seiner künstlerischen Ausführung auch jenes papierenen Denkmals gedenkt, das der humorvolle und kinderliebe Dichter sich für ewige Zeiten selbst setzte. Der Entwurf des Denkmals stammt von dem Frankfurter Bildhauer Petry, es zeigt auf einem architektonisch gegliederten Postament die Büste Hoffmanns. An der Vorderseite des Monumentes befindet sich eine Kindergruppe, die auf den Stufen des Postaments sitzend, mit dem Struwwelpeter beschäftigt ist.

Die Versuche, welche Graf Zeppelin mit dem von ihm konstruierten Luftschiff auf dem Bodensee ausführte haben gezeigt, daß eine Möglichkeit existiert, das Luftfahrzeug dem Willen des Menschen gefügig zu machen, und ebenso ist es dem Brasilianer Santos-Dumont gelungen, ein Luftschiff zu konstruieren, welches bei Windstille resp. ganz schwacher Luftströmung nach dem Willen des Fahrers dirigiert werden kann. Es ist Dumont jetzt auch gelungen, die Bedingungen zu erfüllen, welche von dem Finanzmanne Henri Deutsch gestellt wurden, um den von ihm gestifteten Preis von 100 000 Francs zu erwerben. Derselbe hatte verlangt, daß der Luftschiffer in St. Cloud aufsteigen, den Eiffelturm umsegeln und in spätestens einer halben Stunde an den Ort des Aufstieges zurückkehren muß. Zweimal hatte Santos-Dumont den Versuch gemacht. Zunächst am 13. Juli, wo das Experiment in der Hauptsache bereits geglückt war, als der Motor kurz vor der Haltestelle versagte, dann einige Wochen später, wo das Luftschiff am Dache des Trocadero-Hotels hängen blieb und der kühne Luftschiffer dabei selbst in hoher Lebensgefahr schwebte. Aber trotzdem ließ Santos Dumont sich nicht entmutigen und wagte von neuem einen Versuch, der diesmal vollständig gelang. Dumont erreichte den Eifelturm in 8 Minuten und 45 Sekunden und gebrauchte zur Rückfahrt 21 Min. 45 Sek.; ehe er mit der Landung fertig war, hatte die Zeit sich freilich bis auf 30 Min. 40 Sek. erhöht und das Komitee wollte deshalb anfänglich Dumont den Preis nicht zuerkennen, unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und infolge des Wunsches des Bankiers Deutsch, der auch die Bedingung als erfüllt ansah, wurde der Preis dann Dumont zuerkannt.

Nachtisch.

1. Weihnachts-Rösselsprung.

schehn	zeit	met	mat	ist	hö	te	wie	wun	fern
schwim	me	ge	ich	und	muß	der	re	an	mich
nachts	storm	lich	träu	hei	klüf	der	ein	her	ein
ver	durch	risch	te	ich	ker	nend	be	hält	mil
vom	weih	stehn	lich	die	tend	sten	zen	fühls	kir
te	lo	lüf	mei	le	sinkt	die	stau	der	ber
be	him	in	es	lieb	tief	hel	her	chen	ich
cken	düf	ne	die	auf	wird	nie	nacht	zau	stern
au	lie	mel	mär	die	mich	nie	glo	der	mir
ge	chen	ist	ein	rauch	lich	so	her	der	mer
das	gen	fü	in	froh	gold	cken	keit	ist	traum
stil	harz	der	schro	herr	weih	kin	herz	from	lacht
li	cken	le	ßes	ner	er	ein	ein	der	das

2. Rätsel.

In mir versammelt sich in wogendem Gedränge
Die bunt und festlich schön geschmückte Menge.
Setz' noch ein Zeichen an, kannst mich dann eilen seh'n,
Den sanften Thälern zu von hohen, steilen Höh'n.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Auch noch am Abend kann die Taube ein Oelblatt bringen.

2. 1a. Wien, b. Esel, c. Wiesel; 2a. Iser b. Abel, c. Isebel; 3a. Leo; b. Zander, c. Leander; 4a. Halle, b. Wein, c. Hallein; 5a. Ems, b. Nil, c. Emil, 6a. Linz, b. Odc, c. Linde; 7a. Mai, b. Eros, c. Maros; 8a. Thur, b. Ale, c. Thule; 9a. Elba, b. King, c. Elbing; 10a. Leine, b. Aster, c. Leinster; 11a. Laube, b. Dan, c. Laubau.

3. Nektar — Karten.

Lustiges.

Ein Ideal-Abreißkalender.

Onkel: „Zu Weihnachten geb' ich jedem von Euch einen Abreißkalender! Deinem Vater werde ich diesen mit „Waidmanns-Heil“, Deiner Mutter den mit Kochrezepten schenken. Der mit den poetischen Ergüssen paßt für Lucie, und Tante Lotte bekommt einen mit Bibelsprüchen. So kann sich jedes jeden Tag etwas abreißen, was ihm Freude macht ... Und Du, Bruno, was für einen möchtest Du?“

Bruder Studio: „Ich? Einen Fünfmarkschein-Abreißkalender!“

Ein Beneidenswerter.

Barbier: „Bitte, Zahnzieh'n fünfzig Pfennig.“

Bauer (der in das Studium eines Witzblattes vertieft war): „Was, einen Zahn haben Sie mir gezogen? Rasieren sollten Sie mich doch!“

Ergänzung.

Sie (vor einem Hutgeschäft leidenschaftlich ausrufend): „Nein, bei solchen Reiherfedern ....“

Er (sie schnell unterbrechend): „... werden Deine Augen zu Feierrädern!“

Neue Definition.



„Wie kann man nur so kurzsichtig sein! Was sind Sie denn in Ihrem Zivilverhältnis?“

„Apotheker.“

„Apotheker?! Na, Sie werden ooch das Sehrum nicht erfunden haben!“

Causa bibendi.

„Sag' mal, lieber Neffe, wozu sauft Ihr Studenten eigentlich so?“

„Alles Berechnung: Wenn wir später mal angestellt sind, dürfen wir doch nur so viel trinken, als wir vertragen, d'rum müssen wir uns jetzt üben, damit wir möglichst viel vertragen können!“

Immer auf dem Posten.

Korps-Senior (zum Leibfuchs): „Also höre, Fuchs, ich gehe jetzt auf meine Bude und lege mich ein bischen hin; was haben wir heute für einen Tag?“

Leibfuchs: „Montag.“

Senior: „Schön; dann wecke mich pünktlich Freitag nachmittag, damit ich den Stiftungs-Kommers nicht verschlafe.“

Merkwürdig.

Backfisch (dem neuen Landrichter begegnend, der eine starke Trinkernase hat): „Ist aber das abscheulich, so eine rot und blau geschwollene Nase!“

Mutter: „Schön ist's freilich nicht — zu entschuldigen ist sie nur wegen der vielen Schicksalsschläge, die den Landrichter getroffen!“

Backfisch: „Und merkwürdig, alle auf die Nase!“

Voraussicht.

„Wohin so eilig, Frau Kalkulator?“

„Zur Bahn!“

„Schad' — ich wüßt' eine Neuigkeit ...!“

„O mei'! Jetzt versäum' ich schon wieder den Zug!“

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt: Aug. Krebs. Charlottenburg